



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Waldmüller, R.: Zum Gedächtnis Emanuel Geibels.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

mit der einen giebt. Die Frage der Steuerfreiheit des Dienst Einkommens des Beamten soll bei dieser Gelegenheit nicht weiter berührt werden; was diejenige des Offiziers betrifft, so kann ohne weiteres zugegeben werden, daß gegen die Heranziehung des Dienst Einkommens zur Kommunalsteuer alle Gründe sprechen, vor allem der, daß der kleine, beim Subalternoffizier zur Existenz schon unzureichende Dienstgehalt nicht noch durch Auflagen verringert werden soll. Was aber das Privateinkommen der Offiziere betrifft, so wird man stichhaltige Gründe gegen Heranziehung dieses Einkommens zur Besteuerung geltend zu machen kaum in der Lage sein. Die Steuerfreiheit des Privateinkommens beruht bloß auf dem Herkommen in Preußen, und eine Einrichtung, deren Zweckmäßigkeit und Berechtigung keine andre Stütze für sich anzuführen weiß, wird sich auf die Dauer nicht aufrechterhalten lassen. Unter den süddeutschen Offizieren selbst kann man die Übereinstimmung mit dieser Ansicht aussprechen hören.

Liegt nun die Sache so, daß man die Zustimmung zu dem Pensionsgesetze erlangen kann, wenn man auf die Steuerfreiheit des Privateinkommens der Offiziere verzichtet, so wird man mit Recht diesen Verzicht als wünschenswert bezeichnen, um der großen Mehrzahl der Offiziere die günstigeren Bestimmungen des neuen Pensionsgesetzes zu sichern. Denn wenn das Gesetz an dem Beharren auf der Forderung der Steuerfreiheit scheitert, so sind alle diejenigen, welche kein nennenswertes Privateinkommen haben — und das ist wohl die Mehrzahl unsrer Offiziere —, zu gunsten der wenigen, welche in der glücklicheren Lage günstiger Privatvermögensverhältnisse sind, geschädigt. Die ungünstigen Pensionsverhältnisse aber für einen großen Teil unsers Offizierkorps aufrecht zu erhalten, um auf einem innerlich nicht gerechtfertigten Vorrechte, das nur einer kleinen Zahl nutzt, zu beharren, steht nicht im Verhältnis zur Bedeutung der Wahrung dieses Rechts.



Zum Gedächtnis Emanuel Geibels.

Von R. Waldmüller.



in ungewöhnlich glückliches Dasein hat in der stillen Woche vor Ostern seinen Abschluß gefunden. Nicht daß die Tage Emanuel Geibels von der Wiege bis zum Grabe eitel Sonnenschein begleitet hätte. Er selbst wäre der letzte gewesen, eine so verhängnisvolle Huld der Götter für sich zu erbitten. Neben zahlreichen kleinern oder größern Verdunkelungen seiner Lebenstage sind zwei schwere Heim-

Grenzboten II. 1884.

34

suchungen über ihn verhängt gewesen: der frühe Tod seiner inniggeliebten Gattin und die langwierige Krankheit, welche Jahrzehnte lang täglich während vieler Stunden ihn zu qualvoller Unthätigkeit verdamnte und der er endlich erlag.

Aber wie er seine Seelen- und seine Körper Schmerzen zu einem Läuterungsprozeß zu machen verstand, der den Schwingen seines Genius immer höhere Flugkraft lieh, so ziemt es auch uns, durch ein liebevolles Versenken in die lichtereren Seiten seines Bildes die lebensfreudige Persönlichkeit, als welche er in unserm Gedächtnis fortzudauern verdient, uns klar vor Augen zu stellen.

Fassen wir nur das Wesentliche zusammen. Was kann einem Kinde besseres zuteil werden als die Gut geachteter, treuer, liebevoller Eltern, als Geschwister, mit denen es in innigem Zusammenhange aufwächst? Weider Geschenke des Himmels durfte er in vollem Maße froh werden. Er war das siebente von acht Geschwistern, und sein väterliches Haus, ein Pfarrhaus, ehrbar wie die alte Hansestadt Lübeck selbst, aber gleich dieser den heitern Seiten des Daseins keineswegs verschlossen, entließ den Jüngling erst, als für die ungebundenere Lern- und Lebensweise des Studenten seine Vorbildung wie sein Charakter bereits in reichem Maße Gewähr boten. So zog der junge Poet — denn schon gelangen ihm poetische Improvisationen — nach Bonn an den Rhein. An den Rhein! War das etwa kein Sonnenblick? Und wie er nun dort, von dem Zauber des neuen Daseins durchleuchtet, sich der Göttergabe der Poesie immer deutlicher bewußt wird, wie er der Theologie entsagt und sich am Ende des zweiten Semesters nach Berlin wendet, um bei Bösch Metrik zu hören, bei Lachmann Properz, bei Droysen Aristophanes, bei Erdmann endlich philosophische Unsterblichkeitslehre, wie er so mit vollen Segeln in das Meer hinausshiffen darf, aus dessen fernster Ferne die Insel der Seligen lockt, das Eden der Poesie, fügt es sich da nicht auch noch glücklich, daß es die Zeit ist, wo in der sonst als bloß kritisch und geistreich verrufenen märkischen Metropole wirkliche Poeten von Gottes Gnaden heimisch sind — ich nenne nur Eichendorff und Chamisso —, und was noch mehr sagen will, daß sie den jungen Genossen freudig willkommen heißen? Und wie reißt sich nun eins ans andre! Curtius, ein Landsmann und Freund Geibels, hat eine Hauslehrerstelle in Athen angenommen. Wird Geibel verurteilt sein, Semester um Semester im märkischen Sande den Lippen eines Professors zu lauschen? O nein! Ehe er sich dessen versieht, ist bei dem russischen Gesandten in Athen eine Hauslehrerstelle vakant geworden, und Bettina hat ihn in ihrer unwiderstehlichen Weise schon dahin empfohlen. Eine ganze Schar Bewerber zieht Rieten, unser Poet kommt mit der Glücksnummer heraus. Wenige Wochen später steht er auf dem heiligen Boden seiner Sehnsucht, trinkt er mit vollen Bügen aus dem lebendigen Born klassischer Erinnerungen, läßt er die Wonnen der südlichen Natur sein ganzes schönheitsdurstiges Wesen durchdringen und erfüllen. Zwei beglückende Jahre — das letzte in fast völliger Ungebundenheit — enteilen ihm unter dem gesegneten Himmel des alten Hellas

wie ein entzückender Traum, ein Traum, der auch nicht der poetisch fruchtbaren Stunden entbehrt und der daneben aus seinem überreichen Füllhorn erweiterte Weltkenntnis wie klare Einblicke in die Bildungsfundgruben der Menschheit verschwenдерisch austreut.

Da kam's mir ins Gemüt:
Hier unter diesem blauen
Gezelt, wo's ewig blüht,
Wie gut wär's Hütten bauen!

Es würde dir der Baum,
Es würden Fels und Neben
Dir müßlos wie im Traum
Des Lebens Notdurft geben.

Ein Weib von dieses Lands
Gottähnlichem Geschlechte,
Sie flüchte Liebesglanz
In deine Tag und Nächte.

Nicht in gelehrten Wust,
In Nebel nicht begraben,
Genössst du die Lust,
Der großen Mutter Gaben.

Du sähst im Sonnenschein
Ihr formenbildend Walten,
Und dürftest weise sein
Und heiter wie die Alten.

So träumt' ich vor mich hin,
In selig Schaum versunken,
Es war mein ganzer Sinn
Vom Glanz des Südens trunken.

Doch froh gedacht ich's kaum,
Da sprach das Herz mit Wehen:
Das ist ein schöner Traum,
Doch ist's ein Traumbild eben.

Wie sollte dir, o Thor,
Erblühen Raft und Friede,
Wo nimmermehr ein Ohr
Aufhorchte deinem Liede!

Also in die Heimat zurück! Schon aus Athen hatte er dahin geschrieben, sein Poetenberuf gönne ihm in der Fremde nicht Ruhe. „Platen ist tot, schrieb er, Chamisso ist tot, Ahland schweigt schon lange, Rückert zersplittert sich; unter den jüngeren ist nur Freiligrath von Bedeutung. Es ist Zeit, daß neue, kräftige Stimmen durchdringen, sonst verliert sich alles in charakterlosem Gezwitzscher.“

Man traut seinen Ohren nicht! Von solcher Wichtigkeit war damals noch die Poesie. Aber wir Altern wissen es ja, sie hatte zu jener Zeit in der That eine führende Rolle; gab es doch noch keine freie Presse, nahm die Journallektüre doch noch nicht wie heute die Mußestunden eines großen Theiles der Gebildeten in Anspruch, war es doch höchstens erlaubt, in gebundener Rede anzudeuten, wie vieles in der Welt und vor allem in nächster Nähe anders sein sollte, als es war. Aus dem „Gezwitscher“ wurde denn auch gar bald das grelle Schreien der Vögel, die dem Sturm vorausziehen, unter ihnen als der vernehmbarste Georg Herwegh in seinen „Gedichten eines Lebendigen.“ Mußte aus der Poetenschaar ihm einer antworten — und wohl war die Aufforderung dazu eine dringende —, so konnte es nur Geibel sein. In ihm vor allen lebte die Überzeugung, daß Deutschland eine Beute der Erbfeinde an der Newa und an der Seine werden würde, wenn es durch einen Bürgerkrieg das Gerüst zusammenstürze, auf welchem seine Scheineinheit beruhe. Doch wozu in nüchterner Prosa sagen, was der siebenundzwanzigjährige Geibel im Februar 1842 als Antwort an Georg Herwegh volltönig ins deutsche Land hinauslang!

Es scholl dein Lied mir in das Ohr
 So schweres'scharf, so glockentönig,
 Als wär' aus seiner Gruft empor,
 Gewalt ein alter Dichterkönig.
 Und doch! Ich weiß' es nicht von mir,
 Ich muß dich in die Schranken laden;
 Komm an in voller Harnischzier,
 Auf Tod und Leben Kampf mit dir,
 Kampf, du Poet von Gottes Gnaden!

Bist du dir selber klar bewußt,
 Daß deine Lieder Aufruhr läuten;
 Daß jeglicher nach seiner Brust
 Das Ärgste mag aus ihnen deuten?
 Der Zwerg, der matte Pfeile schnitzt,
 Wohl — schieß' er ohne fest zu zielen;
 Doch wer vom Wetterlicht umblitzt
 Im Donnerwagen grollend sitzt,
 Der soll nicht mit den Zügeln spielen.

Fürwahr, ein Sämann schreitest du,
 Der Samen streut, doch der Zerstörung;
 Ein Glöckner, der aus ihrer Ruh
 Die Völker stürmt, doch zur Empörung.
 Du willst die Flamme, die so rein
 Und heilig strahlt durch alle Lande,
 Du willst den warmen Gottesschein
 Zur Fackel Herostrats entweihn,
 Und schwingst sie wild zum Tempelbrande.

Wozu sonst dieses Schwerteklirr'n,
 Die Kriege, die dein Lied gefodert,
 Die has'ige Blut, die durch dein Hirn
 In tausend Funken prächtig lodert?
 O nein! Das ist nicht deutsche Art!
 Wohl kämpfen wir auch für das neue;
 Um's Freiheitsbanner dichtgeschart
 So stehn auch wir; doch aufbewahrt
 Aus alter Zeit blieb uns die Treue.

Verhaßt auch uns ist der Baschkir,
 Der Unterjocher der Gedanken,
 Und keinen Deut begehren wir
 Von jenen übermüth'gen Franken.
 Wir wollen auch, daß frei das Wort
 Durch alle Lüfte möge fluten;
 Es dünkt auch uns in Süd und Nord
 Das Wort der beste Freiheitshort —
 Doch soll darum dein Volk verbluten?

Nein! Glaub, der Tag ist bald erwacht,
 Der Morgen naht, wo wir's erringen,
 Nicht ohne Kampf, doch ohne Schlacht,
 Der Geist ist stärker als die Ringen.
 Geharnischt steht er auf dem Plan,
 Er, der mit Luthern einst gefochten;
 Durch tausend Lanzen bricht er Bahn,
 Und mag die Hölle dräuerd nahn:
 Der Lorbeer bleibt ihm doch gefochten.

Drum thu dein Schwert an seinen Ort,
 Wie Petrus that, da er gesündigt;
 Die Freiheit geht nicht auf aus Mord,
 Blick nach Paris, das dir's verkündigt.
 Vom Geist will sie gewonnen sein;
 Doch wer ihr Kleid so rein und heiter
 Mit blut'gem Makei mag entweihn,
 Und fang' er Engelsmoledein:
 Der ist der Welt, nicht Gottes Streiter.

Ich sing' um keines Königs Gunst,
 Es herrscht kein Fürst, wo ich geboren;
 Ein freier Priester freier Kunst
 Hab' ich der Wahrheit nur geschworen.
 Die werf' ich keck dir in's Gesicht,
 Keck in die Flammen deines Branders;
 Und ob die Welt den Stab mir bricht:
 In Gottes Hand ist das Gericht;
 Gott helfe mir! — Ich kann nicht anders.

Ob in der That ohne gewaltsamen Umsturz des Bestehenden durchzukommen gewesen wäre, wer will es sagen? Hören wir heute die Wortführer der Arbeiter nach jenem letzten Mittel, nach der Revolution, rufen, so empfinden wir ähnliches, wie in der Zeit des heraufziehenden achtundvierziger Sturmes Geibel und diejenigen empfinden mußten, denen das Hereinbrechen gesetzloser Zustände ein Greuel war. Daran, daß auch Freiligrath damals auf gleichem politischen Boden stand und eine Pension des Königs von Preußen bezog, sei hier nur erinnert, um damit ein Streiflicht auf die noch nicht zur klaren Sonderung der Parteien gelangte Zeitstimmung fallen zu lassen.

Es war begreiflich, daß jenes Gedicht nicht allein in der breiten Masse des Volkes Aufsehen erregte. Kurz nach dem Weihnachtsfeste 1843 wurde Geibel von seinem Gönner, Herrn von Rumohr, zu einem kleinen Mittagsmahle eingeladen. Als der Gast die schön gefaltete Serviette aufhob, lag unter derselben ein Schreiben aus Berlin: Friedrich Wilhelm IV. hatte dekretirt, dem Dichter Emanuel Geibel sei eine lebenslängliche Pension von dreihundert Thalern zuzusichern — wieder ein warmer Sonnengruß des Geschicks, aber nicht allein für ihn, nein, auch für uns, die wir jetzt beim Überschaun seines Lebensganges und der reichen Ernte, die uns allen aus demselben erwuchs, diese königliche Ermunterung zum Beharren auf dem Platze des amtlösen Poeten segnen dürfen, einer Lebensstellung, für welche mit Recht die Mehrzahl der Gelehrten, der Geschäftsleute und der Leute in Amt und Würden kein Verständnis hat, und ohne welche doch das volle Ausreifen einer Begabung, wie diejenige Geibels, ganz undenkbar gewesen wäre. Ja, wir wollen uns freuen, daß Geibel Poet und einzig Poet blieb. Oder hätte es nicht seine Richtigkeit mit dem, was Geibel einem guten Gedichte nachrühmt — und wie reich ist die Fülle guter Gedichte, die wir ihm jetzt verdanken!

Ein gut Gedicht ist wie ein schöner Traum,
 Es zieht dich in sich, und du merkst es kaum;
 Es trägt dich mühlos fort durch Raum und Zeit,
 Du schaust und trinkst im Schaum Vergessenheit,
 Und gleich als hättest du im Schlaf geruht,
 Steigst du erfrischt aus seiner klaren Flut.

„Steigst du erfrischt aus seiner klaren Flut.“ Wer möchte behaupten, daß solches Seelenbad ein bloßer Luxus sei, daß es nicht vielmehr Leib und Seele im Kampfe mit den Tagesmühen dieses Daseins stärke und stähle?

Was in dem früh begonnenen und spät beschlossenen Dichterschaffen Geibels alles zutage gefördert worden ist, liegt jetzt in den acht Bänden der Gesamtausgabe seiner Werke vor. Ich muß es mir versagen, auch selbst nur auf ein Skizziren der einzelnen Rubriken einzugehen, ebenso auf die Frage nach dem Wert seiner Dramen, denen, wie man weiß, von der Bühne wenig Sympathie entgegengebracht worden ist. Dafür will ich noch anreihen, was zu den freundlichen Schicksalsfügungen zählt, die den Pfad des Dichters immer von neuem mit heiterem Glanze erfüllten. Zunächst die seiner Verlobung im November 1852 fast auf dem Fuße gefolgte Berufung nach der kunstreichen Hauptstadt Baierns, als quasi Ehrenprofessor der deutschen Literatur und Ästhetik, wiederum mit einem so geringen Anspruch an reglementmäßige Leistungen, daß seiner Muse keine wirklichen Fesseln angelegt wurden, wie Geibel es denn auch mit Beziehung auf König Max in der Schlußstrophe des Gedichtes „Abschied von Lindau“ deutlich ausspricht:

Wohl mag ich treu ihm danken,
 Der für den Wanderstab
 Mir frommen Wirkens Schranken,
 Mir Herd und Heimat gab,
 Und, weil er selbst tief innen
 Die heil'ge Flamme nährt,
 Mit fürstlich hohen Sinnen
 Des Dichters Freiheit ehrt.

Aber mehr noch als diese ehrende Berufung, mehr selbst als die schöne Beruhigung, die ihm aus dem sanft anschmiegenden Wesen seiner jungen Landsmännin und Lebensgefährtin Amanda Trummer und, als der Tod sie ihm entrißen hatte, aus den kindlichen Augen ihres Töchterchens erblühte, mehr als alle Erfolge, die ihm bewiesen, er habe nicht umsonst gelebt — und er hatte nach Ruhm gestrebt! — mehr als alles dies mußte ihm bedeuten, daß zugleich mit der Neugeburt des deutschen Reiches und mit der Wiederaufrichtung des deutschen Kaisertums der Umschwung in den Gemütern sich in der von ihm immer festgehaltenen Richtung auf das Maßvolle, Besonnene vollzog, daß ihm jetzt nicht mehr vorzugsweise die von seinen Jugendliedern zu süßen Regungen entflammten Herzen entgegenschlugen, nein, daß die kleine Gemeinde der Gebildeten und Umsturzsfeindlichen, die dankbar zu ihm emporgeblickt hatte, jetzt von allen Seiten Zuwachs erhielt, und daß die Zeit nahe war, in der es nicht mehr von dem, was seine Nation ihm zuerkannte, zu heißen brauchte:

Ist's kein Ruhm auf weiter Erde,
 Ist's ein Blumenkranz am Herde;
 Ist's kein jauchzend Volk, Poet,
 Ist's ein Freund, der dich versteht.

Dies jauchzende Volk, wie es einst Herwegh, dann Freiligrath, Uhland, Kinkel auf den Schild hob, er hatte es schmerzlich vermisst, und immer wird es derjenige vermessen müssen, der nicht durch ein politisches Martyrium das Mitgefühl der großen Masse erregt. Aber wenn wir es nicht niedrig anschlagen dürfen, daß Geibels Lebensabend von der Hoffnung verklärt wurde, sein dichterisches Wirken werde nun im Laufe der Zeit immer weiteren Kreisen zum Halt und zum Labsal gereichen, so müssen wir ihm doch vor allem die weit höhere Wonne nachempfinden, mit der gerade ihn die Thatsache der Neugeburt Deutschlands erfüllt haben wird. Immer wieder, wir wissen ja, ist von Geibel der Ruf nach Wiederaufrichtung des deutschen Reiches erhoben worden, hier sei nur an eins seiner frühesten Kaisergedichte erinnert, an „Friedrich Rotbart“. Es ist so volkstümlich geworden, daß, wie es in solchem Falle zu geschehen pflegt, fast niemand fragt: wer hat es denn gemacht, ja daß die Wenigsten auf diese Frage zu antworten wüßten.

Tief im Schoße des Kyffhäusers
 Bei der Ampel rotem Schein

Sitzt der alte Kaiser Friedrich
 An dem Tisch von Marmorstein.

Ihn umwält der Purpurmantel,
Ihn umfängt der Rüstung Pracht,
Doch auf seinen Augentwimpern
Liegt des Schlafes tiefe Nacht.

Vorgefunken ruht das Antlitz,
Drin sich Ernst und Milde paart;
Durch den Marmortisch gewachsen
Ist sein langer, goldner Bart.

Kings wie eh'rne Bilder
Seine Ritter um ihn her,
Harnischglänzend, Schwertumgürtet.
Aber tief im Schlaf, wie er.

Heinrich auch, der Ofterdinger,
Ist in ihrer stummen Schaar,
Mit den liederreichen Lippen,
Mit dem blondgelockten Haar.

Seine Harfe ruht dem Säng'er
In der Linken ohne Klang;
Doch auf seiner hohen Stirne
Schläft ein künftiger Gesang.

Alles schweigt, nur hin und wieder
Fällt ein Tropfen vom Gestein

Bis der große Morgen plötzlich
Bricht mit Feueröglut herein;

Bis der Adler stolzen Fluges
Um des Berges Gipfel zieht,
Daß vor seines Fittichs Rauschen
Dort der Rabenschwarm entflieht.

Aber dann wie ferner Donner
Rollt es durch den Berg herauf,
Und der Kaiser greift zum Schwerte,
Und die Ritter wachen auf.

Laut in seinen Angeln dröhnend
Thut sich auf das eh'rne Thor;
Barbarossa mit den Seinen
Steigt im Waffenschmuck empor.

Auf dem Helm trägt er die Krone
Und den Sieg in seiner Hand;
Schwervert blitzen, Harfen klingen,
Wo er schreitet durch das Land.

Und dem alten Kaiser beugen
Sich die Völker allzugleich
Und aufs neu zu Nachen gründet
Er das heil'ge deutsche Reich.

Alles, was ich bis hierher über Geibel gesagt habe, giebt aber nur allgemeine Andeutungen über seinen Lebenslauf und über den Umfang seiner poetischen Anlagen. Wie war er sonst geartet? Ich habe das Glück gehabt, ihn noch persönlich kennen zu lernen; etwa vor einem Jahrzehnt brachten meine Frau und ich einen schönen Sommerabend mit ihm in dem ländlichen Schwartau zu, auf der Rückreise von Ranzau, von wo uns der jetzt ja leider auch schon dem Leben entrückte, mit Geibel von Athen her herzlich befreundete Graf Wolf Baudissin Grüße für ihn aufgetragen hatte. Vor sechs Uhr nachmittags war Geibel damals nicht schmerzfrei und daher auch nicht zugänglich. Da aber trat er uns mit solcher Frische und Lebendigkeit entgegen, daß wir den Eindruck hatten, er sei noch in seinen besten Jahren. Während des stundenlangen Umherstreichens mit ihm in dem schönen Buchenwalde der Nachbarschaft bestätigte sich dann auch, was er in einer seiner Episteln sagt: „Leicht fliehet mir das Wort in lebendiger Rede, wenn die Sache mich reizt.“ Geibel war mittelgroß, hatte dunkles Haar und blitzend schwarze Augen, vielleicht ein Vermächtnis von jenseits der Vogesen, denn mütterlicherseits floß in seinen Adern ja ein Tropfen Emigrantensblut. Er hat uns nach dem Abendbrote dann noch den hohen Genuß bereitet, ihn eine seiner Balladen vorlesen zu hören, mit klangvollem Organ und schöner Klarheit, und wir sind spät abends mit der Zuversicht geschieden, daß wir uns nicht zum letztenmale die Hände schüttelten — eine Zuversicht, die sich nun doch als trügerisch erwiesen hat.

Im Gegensatz zu Lenau, Hölderlin, Mörike, Rückert und so vielen Dichtern, die sich abseits zu halten liebten, hat Geibel frühzeitig sich und seine Muse gewöhnt, auch in enger Berührung mit der Welt sich nicht zum Feiern verurteilen zu lassen, und die Leichtigkeit, mit der er improvisirte, legt Zeugnis ab für die durch aufmerkende Hörerkreise gesteigerte poetische Erregbarkeit seines Naturells. Vor einigen Tagen ist eine Improvisation dieser Art in einer Wochenschrift mitgeteilt worden. Sie wurde, als sie entstand, sofort nach der Melodie „Freude, schöner Götterfunken“ gesungen und lautet wie folgt:

Trinklied.

Thee beherrscht die Bezirke,
Wo die lange Mauer steht;
Heißen Kaffee trinkt der Türke,
Und der Perser schlürft Sorbet.

Bei des Kumis hellem Gusse
Wird der Sohn der Steppe froh,
Quas und Fusel trinkt der Russe,
Walfischthran der Eskimo.

Schwärmt der Franzmann beim Champagner,
Glogt der Britte stumm ins Ale,
Heißen Xeres trinkt der Spanier,

Hier mußte Geibel einen Augenblick nach dem Wein auf Alle suchen, dann aber fuhr er fort:

Kaltes Wasser — das Kamel.

Aber wir bekränzten Hauptes
Trinken unsers Stromes Wein;
Soll die Welt sich drehn, o glaubt es,
Muß die Welt auch trunken sein.

Nicht aber diese gefellige Gabe allein, weit eher noch sein offenes, zutrauen-erweckendes Wesen bahnte ihm, schon ehe er berühmt und deshalb gesucht war, allerorten die Pfade. Im Laufe der Zeit kamen dann seine Wanderlust und die völlige Unabhängigkeit, die er sich erhalten hatte, den nach seinem Umgang verlangenden Gastfreunden auf halbem Wege entgegen. Ernst von Houwald auf Schloß Neuhaus, Freiherr von der Malsburg auf Schloß Escheberg in Hessen, Fürst Carolath, Graf Haugwitz und viele andre musenfreundliche Männer hielten den geistvollen, weitgewanderten, mitteilbaren Kunstjünger oft viele Monate lang in ihrem Kreise fest, erfreut, daß ihm nirgend die Muse ihr Geleit versagte. Und wie wohlthuend war für ihn selbst das Aufatmen unter Menschen, die nicht fragten, ob er sich denn nicht etwa doch nach einem Amte umsehen sollte! Denn bis zum Irrewerden an sich selbst war er durch diese Fragen gebracht worden:

Bestürmt von Zweifeln rang ich damals, o wie oft,
Umsonst nach Klarheit in mir selbst, verfehlt erschien

Mir all mein Streben, Täuschung selbst der Muse Ruf,
 Der immer wieder lockend an mein Herz erging;
 Und wenn ich dann, von hast'ger Arbeit tief erschöpft,
 Hier Stille suchte, fand ich heiße Thränen nur,
 Wie sie auf öder Klippe weint, wer scheiterte.
 Doch Rettung sandte mir ein Gott; du riefest mich,
 Mein edler Malsburg — Segen deiner Gruft dafür! —
 Gastfreundlich in dein waldumraushtes Escheberg,
 Und dort auf sonn'gen Höhen mich küßend, losgelöst
 Vom kleinen Druck des Lebens, lernt' ich mächt'ger bald
 Die Flügel rühren und der eignen Kraft vertraun.

In diesem Gedicht wie in gar vielen andern kommen Trübungen zu Worte, die wir, um sein Bild in richtiger Beleuchtung zu halten, nicht leicht nehmen dürfen; war der Dichter in manchem Sinne ein Glückskind, gab ihm ein Gott, daß er immer wieder der Furien, die auch ihm nachstellten, Herr zu werden vermochte — dafür, daß sein Inneres nicht sobald zur Ruhe kommen sollte, war durch höhere Mächte gesorgt; ist doch ein Gemüt, dessen Saiten bei jedem Anlaß zittern und klingen, gerade wegen dieser hochgradigen Reizbarkeit, gegenüber dem Wechsel von Sturm und Sonnenschein, aus dem nun einmal das Leben besteht, halb wehrlos. Von solchen Gegensätzen erfüllt, von solchen Widersprüchen hin- und hergerissen, ist denn auch das Bild, das er von sich selbst entwirft:

Leichtsinig, redlich, Mann und Kind zugleich,
 Voll Übermut und Demut, starr und weich,
 Von Sinnen wild und stets damit im Streit,
 Verfolgt von Lieb und doch in Liebesleid,
 Ein Wandervogel voll Begehr nach Ruh,
 Ein Weltkind, das sich sehnt dem Himmel zu —
 O Bild des Widerspruchs, wann kommt der Tag,
 Der allen deinen Zwiespalt sühnen mag!

Wann kam für ihn der Tag? Bis zu seinem sechsunddreißigsten Jahre, bis zu jener Berufung nach München, war er unverheirathet geblieben, hatte er „verfolgt von Lieb' und doch in Liebesleid“ ein unstetes Leben geführt. Als ihm endlich war, als keine in seinem Herzen ein Gefühl, das er nicht niederkämpfen dürfe — eben zu Amanda Trummer, der Ada seiner Nieder —, da fehlte ihm der Mut, ein so junges Dasein noch an das seine zu binden.

Noch weht der Kindheit Dämmerung ihr ums Haupt
 Und läßt sie träumen kaum von künst'ger Blüte:
 Dein Wahn nur ist's, der mehr zu spüren glaubt;
 Drum still, mein Herz, und dein Geheimnis hüte.

Doch einst, ach, wird sie einst die Deine sein?
 Wirst du noch, alternd, ihrer Jugend tangen?
 Mein gläubig Herz spricht: Ja! — Mein Kopf spricht: Nein,
 Und heiß vom Herzen schießt mir's in die Augen.

So schwant' ich Stund' um Stunde. Nacht wird Tag,
 Und Tag wird Nacht im langen, hangen Garten.
 Wann kommst du, Mai? Wann blüht die Ros' im Garten?
 Daß ich mein Schickal wissen mag!

Nun, der Mai kam, die Rose blühte und bald konnte er singen:

Weil mein Mund den klugen Leuten
 Oft nur halbe Antwort stammelt,
 Heißen sie mich den Zerstreuten,
 Doch ich bin in dir gesammelt.

Und so leb' ich Stund' um Stunde
 Einsam mitten im Getriebe,
 Still durchsonnt im Herzensgrunde
 Vom Bewußtsein deiner Liebe.

Aber die Ruhe sollte, wie wir schon wissen, eine kurze sein. Hier nur noch zur Charakterisirung des liebenden Wesens, das er so bald unter den Rasen betten mußte, die rührenden Worte, die sie von ihrem letzten Krankenlager an ihre Geschwister schrieb: „Ich weiß nicht, warum ihr mich alle so beklagt! Wenn ich nicht auch etwas zu tragen hätte, so wärs ja des Glückes zuviel, und du kennst wohl Fouqué's Vers:

Wenn alles eben käme,
 Wie du gewollt hast,
 Wenn Gott dir gar nichts nähme
 Und gäbe keine Last,
 Wie wär's denn um dein Sterben,
 O Menschenherz, bestellt?
 Du müßtest schier verderben,
 So lieb wär' dir die Welt!“

In strenger Arbeit hat der tief danieder gebeugte den schweren Schicksals-
 schlag zu überwinden gewußt, und der Glaube an eine höhere Macht, die das
 Menschenloos bestimme, ist ihm dabei Trost und Kräftigung gewesen. Von
 dieser Seite seines Wesens gewinnt man erst jetzt eine klarere Anschauung,
 nachdem Geibel vielen lange für einen Orthodoxen gegolten hat. Das Gegenteil
 ist der Fall. So heißt es in den Sprüchen:

Erspart doch mir und euch die Dual
 Und drängt mich nicht mit eurer Lehre!
 Denken und Glauben liegt einmal
 Nicht in des guten Willens Sphäre.

Und ferner:

Soll ewig denn als Pfortnerin
 Am Kirchthor die Dogmatik stehen?
 Gönnt endlich jedem einzugehen,
 Der sich bekant zu eures Heilands Sinn.

In dem Gedichte „Während einer Krankheit“ faßt er seine Sehnsucht dann in die Bitte „an den Genius“ zusammen, nicht abgerufen zu werden, ehe er, der Dichter, sein Tagewerk vollendet habe.

Du Genius, der von ew'gem Herd
Mein Wesen all gesetzt in Flammen,
O halte diesen Leib zusammen,
Bis ich ein Werk schuf deiner werth;
Dann mag in Erde, Luft und Wellen
Der Staub dem Staube sich gesellen,
Ein Tropfen, der zum Meere kehrt.

Du legtest tief in diese Brust
Die Sehnsucht, Gott und Welt zu schauen,
Dem Lied es selig zu vertrauen
Mit Wort und Klang, was mir bewusst;
O laß mich fahren nicht von himmen,
Bis einmal ich mit reinen Sinnen
Gekostet der Erfüllung Lust.

Mir schläft im Herzen noch so viel;
O bin ich einer der Erbornen:
Erbarme dich des Ungebornen,
Gieb Leben, Leben bis an's Ziel!
Daß ich dort unten Ruhe finde,
Und Trostes voll der Kranz sich winde
Um mein verstummend Saitenspiel.

Dieser Wunsch ist in Erfüllung gegangen. Geibel hat sich ganz ausleben dürfen, und das giebt seinem Bilde etwas so wohlthuend harmonisches. Vor uns steht er mit dem sanftesten Lächeln redlich, mutig und heiter vollbrachten Tagewerks. Seine Sendung war: in trüber Zeit uns durch Poesie zu erquickern, zu erheben, zu festigen. Der Mißmut hatte sich in viele Herzen eingenistet. Er aber sang: „Wer recht in Freuden wandern will, der geh' der Sonn' entgegen.“ Er sang von dem Dichter: „Er trägt erblüht im reinen Herzen den Rosengarten jeder Lust.“ Er sang: „Heiter senke, was vergangen, in den Abgrund jede Nacht.“ Er sang: „Keine Ferne darf uns kränken, denn uns hält ein froh Gedenken.“ Und während sich Stimmen erhoben, welche die Gabe der Poesie für einen Fluch erklärten, sang er:

Aus tiefster Seele Dank dem Herrn,
Der mir das Lied gegeben!
Kann's für die Welt nicht sein ein Stern,
Ein Stern ist's für mein Leben.

Aber er hat uns auch erhoben. Auf Fürst und Volk hat Einfluß geübt, daß er Gesehestreue predigte, daß er nach oben wie nach unten als das, was allein uns Heil bringen könne, das Wort Vertrauen in die deutschen Lande hinausrief, daß er, wie kein anderer es gethan, für den von uns losgerissenen Bruderstamm zwischen Nord- und Ostsee eintrat und damit der faulen Last des guten deutschen Schwertes ein Ende machen half. Er hat uns endlich gefestigt. Es war das Wort Frömmigkeit in Mißkredit gekommen, nicht minder das Wort Unterthanentreue. Das eine hieß Frömmerei, das andre Unterthänigkeit. Geibel hat seinen Teil daran, daß sich der berechtigte Stolz des deutschen Mannes mit beiden Worten endlich auf guten Fuß gesetzt hat.

Und so will ich denn mit dem Liede schließen, in welchem er selbst seine Sendung als vollendet bezeichnet hat:

Der als Morgenstern am Himmel
Glänzte, bei des Tages Schluß
Vor dem andern Sternengewimmel
Geh't er auf als Hesperus.

Früh und spät vom selben Golde
Gleüht der Saum des Firmaments,
Und des Herbstes letzte Dolde
Gleicht der ersten Dold' im Lenz.

Also gehn, wie sich dazwischen
Auch in buntem Unbestand
Der Entfaltung Stufen mischen,
End' und Anfang Hand in Hand.

Und so kann ich, rauscht in leisen
Melodien mein Saitenspiel,
Ein Gefühl nicht von mir weisen,
Das mir sagt: du bist am Ziel.

Dem die letzten meiner Lieder,
Wenn ich recht zu hören weiß,
Klingen wie die ersten wieder,
Und vollendet ist der Kreis.



Der musikalische Gottesdienst der protestantischen Gemeinde.

Von Ulrich Schneider.



Im folgenden ist keine Rücksicht auf die Zustände der großen Städte genommen, welche hinsichtlich ihrer künstlerischen Bestrebungen sich Ausnahmestellungen errungen haben. Das im ersten Kapitel berührte möchte auf den ersten Blick allzu speziell fachmännisch erscheinen. Allein wir kommen damit mitten in die Sache, zu welcher, wie der Leser bald finden wird, der Gegenstand eng gehört.

1. Das Zwischenspiel.

Es war vor einigen Jahren, als bei Gelegenheit eines sogenannten Organistentages über das Zwischenspiel folgende Resolution angenommen wurde: „Der Zwischensatz im Choral mit Orgel sei empfohlen, wenn er harmonisch,